

Ramon Schmalz

1. Preis und Publikumspreis Kategorie 1, 14–16 Jahre

Ich erzähle euch mal was

Ich bin es leid. Ich halte es wirklich nicht mehr aus! Ihr wisst ja nicht, was es heisst, ein Grenzstein zu sein und das schon seit über 500 Jahren! Als ich frisch aus dem massiven Felsen gehauen wurde, ein Leben als Grenzstein startete, war alles anders.

Ja, ich sage euch, damals war wirklich alles irgendwie besser. Die Leute früher freuten sich über mich, sie schmückten mich liebevoll, ja sogar mit bunten Blumen. Und die kleinen Kinder legten mir oft auch Kieselsteine hin und tanzten fröhlich um mich herum. Immer im Winter, wenn mich der Schnee sanft bedeckte, kamen viele Füchse und wärmten sich an mir auf.



Ramon Schmalz, 1999, Montlingen
«Ich schreibe, weil ich meine Fantasie
zum Leben erwecken kann.»

Heute ist es ganz anders. Ich friere im Winter. Und im Sommer sind da diese Wanderer, die hier oft entlangkommen. Sie stolpern über mich oder spucken sogar auf mich hinab. Ja, und dann sind da noch ihre Hunde, die, naja ihr wisst schon, was Hunde so machen. Aber heute wird sich alles ändern, das steht fest! Ich habe mich dazu entschlossen, ein neues Leben zu starten und darauf loszurollen wie meine Vorbilder, die Rolling Stones, eine neue Karriere zu beginnen, bekannt zu werden und gewollt zu sein.

Nun da, ähm, wie soll ich sagen, da gibt es nur noch eine winzige Kleinigkeit, die mich zurückhält: Ich stecke bis zum Hals im Dreck und das wortwörtlich. Jemand müsste mich ausgraben. Tja, aber ich bleibe stets optimistisch, wie Steine eben so sind. Heute wird der Tag der Er(d)lösung kommen, das weiss ich. Ich warte nur noch darauf und wenn niemand kommt, dann liegt es an dir! Dann must du mich ausheben und wer weiss, vielleicht ist unter mir ja eine Belohnung vergraben? Danach, wenn ich frei bin, werden meine Grenzen wohl grenzenlos sein ...

Alessia Schmid

Publikumspreis Kategorie 2, 17–20 Jahre

Für Stolz und Gerechtigkeit

Die Pizza fühlte sich wie Steine im Magen an. Obwohl ich Pizza gewöhnlich vergöttere. Doch gewöhnlich habe ich auch ein reines Gewissen. Gewöhnlich ist mein Leben stinknormal.

Doch nicht seit sich meine Schwester das Bein gebrochen hat. Ich musste kurzfristig für sie einspringen. Nun arbeitete ich unter doppelter Belastung. Mein Job und dazu ihr heissgeliebtes Diamantenmuseum, um dort nach dem Rechten zu sehen. Noelia ist Museumskuratorin, doch sie würde es eher als Museumswächterin bezeichnen.

Erst letzte Woche war eine echte Rarität unter Edelsteinen angekommen. Der Stein hiess Taaffeite und war



Alessia Schmid, 1995, Marbach
«Ich möchte allen Leuten in der von Medien beherrschten Welt einige Augenblicke Kopfkino schenken. Einige unbeschwerte Momente, um dem «normalen» Alltag zu entkommen.»

extrem selten. Noelia bekam glänzende Augen, als sie mir davon erzählte: Er sei farblos bis fliederfarben, rot oder grün. Mein Laienauge tendierte bei diesem prächtigen Stück mehr zu blasslila.

Allerdings musste ich ihr Recht geben, der Stein war wunderschön. Ich war total fasziniert von dem kleinen Ding. Es funkelte einen provozierend an. Und die Tatsache, dass er zu den Seltensten seiner Art gehörte, machte ihn unwiderstehlich. Ich konnte nur allzu gut verstehen, warum man diesen Stein besitzen wollte.

Das war auch der Grund dafür, weshalb ich heute schwarz gekleidet an meinem Küchentisch sass. Ich ging nochmal alle Möglichkeiten im Kopf durch, während ich meine feuchten Hände an der Hose abstrich. Ich musste mich zusammenreissen. Nervosität ist gefährlich, dann geschehen Fehler und die waren nicht gestattet. Respekt ja, aber keine blanke, raue Angst ...

Meine Hände begannen bei dem Gedanken zu zittern, was ich gleich tun würde. Was ich tun musste. Aber dieser bärbeissige, miese, kleine stellvertretende Museumskurator liess mir ja keine Wahl.

Ich hatte ja nicht beabsichtigt, ihn zu belauschen. Aber ich konnte ja auch nicht verhindern zuzuhören, wenn er über Noelia in diesem Ton sprach. Und den Stein an einen fanatischen Sammler zu verhökern, nun das konnte ich nicht zulassen.

Entschlossen packte ich meinen Schlüssel, die Taschenlampe und streifte mir die dünnen Stoffhandschuhe über, die für den Juli nicht nur unpassend, son-

dern auch unangenehm heiss waren. Die Kälte der Pistole drang durch die dünnen Stoffbarrieren. Dazu kam das ungewohnte Gewicht der Waffe, was meine Stimmung nicht unbedingt hob. Schnell schob ich sie in meine Tasche. Nur für den Fall ...

Die ganze Autofahrt schaffte ich es nicht, meine Gedanken zu beruhigen. Ich war nicht gerade ein Garant im positiven Denken.

Dann war ich da. Selbstverständlich parkte ich mein Auto eine Strasse weiter. Der Umriss des Museums ragte imposant in der Dunkelheit vor mir auf. Es erinnerte mich an ein düsteres Monster, welches mich höhnisch auslachte. Verdammt, rein und wieder raus. Mehr brauchte es nicht. Ich besass ja einen Schlüssel, ein Kinderspiel!

Ich schlich leise auf die Tür zu. Himmel, ich musste nicht mal einen Safe knacken, was sollte schon gross passieren?

Die Tür schloss ich langsam auf und zuckte zusammen, als das Schloss viel zu laut ächzte. Langsam tappete ich durch den langen Flur und steuerte auf das Treppenhaus zu. Die Alarmanlage hatte ich heute gar nicht mehr aktiviert. Ein weiteres gelöstes Problem.

Okay, der Edelstein lag in einem Samtbeutel im Labor des Museums ganz unten im Kellergeschoss. Ich habe den Gemmologen bezirzt, damit er mir verrät, wo genau er sich befindet. Ein bisschen weibliche Reize, ein bisschen Gesülze und schon hat er mir breitwillig alles verraten. Das war einfach. Der schwierige Part sollte erst noch folgen.

Mein ganzer Körper kribbelte. Es war leicht diffuses Licht im Gebäude, weshalb ich meine Taschenlampe auch nicht eingeschaltet hatte. Irgendwie zu auffällig, meine Lampe.

Ich zitterte, als ich langsam die sechsstellige Zahlenkombination für die Labortür eingab. Wieso konnte nur nicht schon alles vorbei sein?

Das Licht wurde grün und die Glastür glitt lautlos auf. Ich kam mir vor wie in einem Film. Allerdings war er ziemlich schlecht. In Gangsterfilmen waren die Helden nie nervös, sie blieben total ruhig, egal welche Schwierigkeiten auf sie zukamen. Und das war exakt das Gegenteil vom meinem derzeitigen Zustand.

Ich steuerte auf die Schublade zu, wo sich der Samtbeutel mit dem kostbaren Steinchen befand, oder zumindest, wo er sich befinden sollte. Hektisch wischte ich meine Hände an meinen Hosenbeinen ab und öffnete die Schublade. Was zum Teufel ...? Mein Herz sank in meine Hose. Wo zum Teufel ...?

«Suchst du etwa das da?»

Ich zuckte nicht nur zusammen, ich nahm einen regelrechten Satz. Von wegen Angst liess einen erstarren! Dass ich nicht aufschrie, war gerade noch die Spitze des Eisbergs. Ich presste mit aller Kraft meine Hand aufs pochende Herz, während ich mich langsam umdrehte.

Da sass ein Kerl auf einem Drehstuhl und lächelte mich arrogant an. In seinen Händen hielt er meinen Samtbeutel. Verflucht und zugenäht. Er war ebenfalls schwarz gekleidet, schien sich aber im Gegensatz zu

mir völlig wohl in seiner Haut zu fühlen. Und was für eine Haut das war, ich konnte nicht umhin, seinen stattlichen Körperbau zu würdigen.

«Was zum Teufel machen Sie da? Sie haben keine Befugnisse hier zu sein! Geben Sie mir das sofort!»

Er brach in schallendes Gelächter aus. «Ach ja?! Sie aber schon?»

«Ich bin schliesslich ...» Mitten im Satz stoppte ich. Ach du grüne Neune, ich redete mich nur noch tiefer in den Schlamassel.

«Was sind Sie denn?», mit langsamen Schritten kam er auf mich zu. Ich wich zurück. Ich war nicht naiv. Auch mit meiner zwölfjährigen Kampfsportterfahrung konnte ich nichts gegen ihn ausrichten. Er überragte mich überdeutlich und ich glaubte unter seiner dunklen Jacke verbarg sich jede Menge Muskelmasse.

«Geben Sie mir den Stein und ich lasse Sie unbeschadet gehen!» Meine Worte brachten ihn erneut zum Lachen. Er stand jetzt dicht vor mir.

«Ich wurde gewarnt, dass jemand Gefährliches kommt. Aber Sie scheinen mir eher lustig.»

Ein Fünkchen Hoffnung hatte ich noch. Vielleicht wenn ... «Letzte Chance, geben Sie mir den Stein.» Ich streckte die geöffnete Hand aus.

Belustigt verdrehte er die Augen. «Und was wenn nicht?»

Meine Antwort liess nicht lange auf sich warten. Ich schenkte ihm ein charmantes Lächeln, bevor ich mein Knie mit aller Kraft hochzog. Während er sich

mit schmerzverzerrtem Gesicht zusammenkrümmte, schnappte ich mir den Stein und sprang so schnell ich konnte davon. An der Tür angekommen, hörte ich ihn nach Luft japsend nach mir rufen.

«Warte! Ich bin ein Cop!» Ja klar, und ich die Queen von England.

Draussen angekommen schnaupte ich wie ein Walross. Ich musste wirklich wieder fleissiger trainieren.

An meinem Auto angekommen, wurde ich von hinten gepackt und ans Auto gepresst. Verflucht noch mal! Dabei gehörte ich doch zu den Guten!

«Sie sind verdammt nochmal festgenommen. Ich habe doch gesagt, ich bin von der Polizei!», zischte er mir wütend ins Ohr. Wo war ich nur gelandet? Ich, die nie zuvor eine Grenze überschritten hatte!

Dies alles nur für Stolz und Gerechtigkeit.

Stefanie Sigrist

1. Preis Kategorie 2, 17–20 Jahre

Früher, sagte meine Mutter immer, war alles anders. Die Wälder waren grösser und gesünder. Es gab mehr Tiere. Die Luft war ruhiger, der Himmel leerer und wir besaßen noch Freiheit. Doch dann sind sie gekommen. Mit ihnen der Lärm, der Schmutz, die Vernichtung und das, was sie Grenzen nennen.

Früher, sagte mein Vater immer, waren wir ein freies Volk. Wir wussten damals nicht, was dieses Wort bedeutet, denn für uns gab es nichts anderes. Wir kannten keine Grenzen, kein *unser Land* und *ihr Land*. Es gab nur Wald, Wiese, Sumpf und Gebirge. Doch dann kamen sie, sperrten uns ein, umzäunten uns und erklärten, dass alles dahinter nun ihnen gehöre. Früher gab es nur wir, jetzt gibt es uns und sie.

Damals, sagte meine Grossmutter immer, hätten wir kämpfen sollen. Jedoch wussten wir nicht wieso. Wir



Stefanie Sigrist, 1995, St. Margrethen
«Ich schreibe, um die Menschen in Welten zu entführen, in denen alles möglich scheint und doch nichts möglich ist.»

wussten nicht, was sie uns nehmen würden, bis sie es getan hatten.

Ich sagte nie *früher* oder *damals*, denn das gab es für mich nicht. Ich wurde nach ihr geboren. Der Grenze, der grauen Mauer. Ich wohnte in unserem Land, blickte von den Bäumen über die Mauer in ihr Land. Ich sagte nie *wir*, kannte nur *sie* oder *uns*. Oft wünschte ich mir die Freiheit, die sie uns genommen haben, ich wünschte mir zu rennen, wohin meine Füsse mich tragen würden, wünschte Wälder, Wiese, Sumpf und Gebirge zu sehen. Nicht nur *unser Land* und *ihr Land*. Aber es ging nicht. Egal wo meine Träume begannen, sie wurden immer von der Mauer gestoppt. Der Grenze.

Mutter sagte immer, dass die, die uns die Grenzen gebracht haben, zwar Freiheit besitzen, doch nicht frei sind. Sie sagte auch immer, dass wir keine Freiheit mehr besitzen und doch immer frei sein werden. Ich begriff nie, was sie damit sagen wollte, doch eines Tages begann ich, es zu begreifen.

Sie waren gekommen. Sie sassen auf der selbst geschnitzten Bank meines Vaters und redeten mit uns. Redeten mit meinen Eltern. Ich durfte nicht dabei sein, durfte nicht hören, was sie sagten. Aber das musste ich auch nicht. Ich wusste, um was es ging: Sie waren in unser Land gekommen und wollten mich in ihr Land mitnehmen. Das war schon bei vielen so gewesen. Sie kamen und nahmen uns mit. Die Kinder. Sie erzählten etwas von einer Chance, von einem besseren Leben.

Mutter weinte, ich sah wie ihr Körper bebte. Ihre bleichen, zarten Hände krallten sich in das Kleid, dass sie damals trug. Ihre dunklen Locken tanzten über ihren Rücken, als sich ihr Körper erneut schmerz erfüllt zusammenzog. Vater schüttelte den Kopf. Seine Hand lag auf dem Rücken meiner Mutter. Grob und stark. Er war das völlige Gegenteil zu ihr. Jedoch nur äusserlich. Ich hatte meine Eltern noch nie uneins gesehen. Auch damals nicht. Meine Eltern wollten beide nicht, dass ich ging. Aber ich tat es doch.

Ich stand auf und wollte zu meinen Eltern gehen, aber meine Grossmutter hielt mich am Arm. «Wenn du das tust, Kind, wirst du nie mehr frei sein», wisperte sie mit ihrer alten, knorrigen Stimme. Ich schüttelte den Kopf und widersprach: «Nein Grossmutter, ich tue das genau, um frei zu sein.» Und so war es auch. Deswegen haben wir das alle getan. Mit ihnen zu gehen, war unsere Entscheidung. Nur so blieben wir frei. Nur so blieb uns, was sie als Einziges noch nicht genommen hatten.

Grossmutter lächelte mich traurig an. Sie verstand es. Ein letztes Mal umarmte ich noch die alte Frau, die, solange ich mich erinnern mochte, immer nach Wald und Erde gerochen hatte. Ich spürte ihre alten, rissigen Lippen auf meiner Stirn, ihre schwachen Arme um meinen Körper. Ihre langen, grauen Haare auf meiner Schulter.

Langsam löste ich mich von ihr und ging zu meinen Eltern. Ich nickte ihnen zu. Sie wussten, was das bedeutete. Viele von uns hatten das Gleiche gemacht. Auch meine Eltern verstanden. Sie verstanden, dass auch ich

meine Eltern verlassen würde. Wie so viele unserer Kinder zuvor.

«Tu das nicht ...», flüsterte meine Mutter. Ihr Gesicht war nass vor Tränen. Ich strich ihr die Haare hinter ihr linkes Ohr. Oft schon hatte diese kleine Geste von ihr mir Trost gespendet. An diesem Tag war es jedoch genau umgekehrt. Ich küsste sie auf die Stirn, als wäre sie das weinende Kind und nicht die Mutter. Ihre Hand ruhte dabei auf meinem Arm. An der gleichen Stelle, wie die meiner Grossmutter zuvor. In meinem Inneren bildete sich ein Kloss. Tränen sammelten sich, bereit einen Angriff auf meine Augen zu starten. Ich aber atmete ruhig ein und aus. Dies war nicht die Zeit traurig zu sein. Dies war die Zeit, um frei zu sein.

Mein Vater war einfacher. Ihm musste ich nur ein Lächeln schenken. Er hätte alles getan, damit ich nicht gehe, doch niemals hätte er es mir genommen, diese Entscheidung frei zu fällen. Deswegen sagte er nichts. Er weinte nicht. Er hielt mich nicht fest. Er nickte mir nur zu. Schenkte mir ein Lächeln zurück. Ein völlig falsches, künstliches, trauriges und vielleicht sogar ein enttäuschtes Lächeln, aber es war ein Lächeln.

Dann nahm er meine Mutter. Hielt sie fest, während sie anfang zu schreien. Wie ein Hund, dem man die Welpen entriss, jaulte sie, bellte sie, schlug sie um sich. Aber sie war zierlich, er war stark. Er hielt sie fest.

Ich höre es kaum mehr. Sehe es kaum mehr. Diese Welt, unser Land, das ich stets meine Heimat genannt habe,

beginnt von sanften Nebelschwaden umhüllt zu werden. Sie schleichen zwischen unseren Bäumen hervor, kriechen unter die Bank meines Vaters, verschlingen die Körper derer, die ich geliebt habe.

Mit einem Schritt habe ich die Grenze übertreten. Keine Mauern halten mich mehr.

«Du bist nun frei», sagen sie. Plötzlich jedoch frage ich mich, ob ich das noch bin. Sie versprechen mir die Freiheit, tun und lassen zu können, was ich will, jedoch war mit ihnen zu gehen vielleicht nie meine Entscheidung. Ich war vielleicht nie frei, das zu entscheiden.

Céline Spirig

Kategorie 1, 14–16 Jahre

Gedankenblitz grenzenloser Gewalt

Es ist ein ganz normaler Abend.

Ein stinknormaler Abend. Nichts Besonderes kennzeichnet ihn aus.

Dennoch kommt eine Erinnerung hoch.

Eine Erinnerung, die ich lieber für alle Zeit vergessen möchte.

Trotzdem ist sie wieder da.

Die Erinnerung an dieses schreckliche Verbrechen.

Ich sehe es noch ganz genau vor mir.

Blut überall. Blut an seinen Händen, Blut an seinem Körper.

Einfach nur noch überall sehe ich Blut.



Céline Spirig, 2000, Widnau

«Ich schreibe, weil man in einem einzigen Text so viele verschiedene Emotionen hervorrufen und ausdrücken kann.»